

Isabell Schmitt-Egner

Oliver Susami

NACHTANGST

Der Hinker und wir.....	5
Wasserkalb.....	37
Suzukis große Liebe.....	101
Der Wanderzirkus.....	147
Vater tut dir nichts mehr.....	191
Das Haus meiner Oma.....	223
Fleisch in einer Wanne.....	245
Jonas.....	305

Oliver Susami

Der Hinker und wir

Die Geschichte, die ich erzählen will, spielt im Jahr 1986. Damals war die DDR noch DDR und Köpcke las uns die Nachrichten vor. Im Osten explodierte ein außer Kontrolle geratener Atomreaktor und im Westen die Challenger. Mein fünfzehnjähriger Cousin verliebte sich ganz furchtbar in eines der ebenso schönen wie unerreichbaren Girls von Bananarama und mein Vater renovierte im Schweiß seines Angesichts ein großes Haus am Rande des Dorfes, in dem diese Geschichte spielt.

Rund ein halbes Jahr bevor meine Eltern dieses baufällige, in seiner Gestalt von drei langen, dunklen Holzbalkonen geprägte Wohnhaus kauften, hatte Jochen, mein älterer Bruder, eine unschöne Begegnung mit einem Lieferwagen. Damals lebten wir noch in einer süddeutschen Großstadt, mein Bruder spielte auf dem Bürgersteig mit ein paar Schulfreunden Fußball, der Ball rollte – ein Szenario wie aus der theoretischen Führerscheinprüfung – zwischen zwei parkenden Autos hindurch auf die Straße, mein Bruder rannte dem Ball nach und genau vor diese unnachgiebige, sich mit rund 30 Kilometern pro Stunde nähernde Wand aus Blech, Glas und Lärm. Der Fahrer machte eine Vollbremsung und so bekam es mein Bruder nur mit rund 20 km/h zu tun.

Sie reichten für eine mittelschwere Gehirnerschütterung, ein zweifach gebrochenes Schlüsselbein, zerrissene Kleidung, abgeschürfte Haut und einen weithin hörbaren Panikanfall meiner Mutter.

Noch während mein Bruder im Krankenhaus lag, beschlossen meine Eltern, aufs Land zu ziehen ... weg von dem Verkehr und den Abgasen, den Betonwänden und den im Winter hartgefrorenen Hundehaufen. Sie nahmen einen Kredit auf und kauften ein altes Haus in einem noch viel älteren Dorf. Begeistert machte sich mein Vater an die Arbeit.

Ach ja, das hätte ich fast vergessen: 1986 wurde ich acht Jahre alt, es gab Marzipantorte für alle und für mich die langersehnte He-Man-Burg, aus heutiger Sicht ein hässlicher, stümperhaft bemalter Plastikklotz, damals ein heiliger Gegenstand, ehrfürchtig betrachtet, geliebt und beschützt. Mein großer Bruder Jochen hatte im gleichen Jahr zum Geburtstag die Skeletor-Burg bekommen, er ist vierzehn Monate älter als ich.

Das Haus, für das sich meine Eltern entschieden hatten, lag am Dorfrand. Es hatte drei Stockwerke, einen staubigen Dachboden, auf dem kleine, spitzzahnige Fledermäuse wohnten, und einen großen Garten samt Teich. Darin erstaunlich fette Kaulquappen, die aus-sahen, als seien sie von einer grün schillernden Mooschicht überzogen. Im Mai schwammen sie noch beinlos herum, im Juni verließen sie – Welch Wunder! – als Frösche den Teich.

Es war ein schöner Ort, den sich meine Eltern da ausgesucht hatten, ein schönes Haus in einer schönen Gegend, das Paradies unserer Kindheit. Jochen und ich schlichen als Indianer verkleidet durch die Stockwerke und blieben wie angewurzelt stehen, wenn die alten Dielen ächzten. Wir versteckten uns im Keller, öffneten heimlich die Colaflaschen, die unsere Eltern dort unten lagerten und die uns Kindern – schlecht für die Zähne! Schlecht für die Nerven! – verboten waren. Wir tranken winzig kleine Schlücke aus den Flaschen und schraubten sie wieder zu. Natürlich durchschauten unsere Eltern den Trick und bald schon gab es überhaupt keine richtige Cola mehr, nicht mal an den Sonntagen. Die Kindercola, die man uns zugestand, war ekelig aber besser als nichts. Sie schmeckte nach Seife, mein Bruder sagte: Nach Popeln.

Damals lernte ich, dass auch kleine Vergehen ernste Konsequenzen haben können. Damals war das süß-braune Zeug noch etwas Besonderes. Es ist fast schade, dass ich heute, als erwachsener Mann mit eigenem Geld, jederzeit in den Laden meiner Wahl marschieren und literweise Cola kaufen kann. Was man immer und in jeder Menge haben kann, das verliert an Wert.

Zurück zur Geschichte. Was ich berichten will, das ereignete sich in den Monaten August und September. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, dann vermischt sich Glück mit Bitterkeit. Ja, wir waren glücklich, in dem großen Haus mit dem

großen Garten. Mein Vater war glücklich, weil er die Erfolge seiner Hände Arbeit sah. Mein Bruder und ich waren glücklich, weil alles um uns herum ein großer, von allerlei Getier bewohnter Abenteuer-spielplatz war, den es zu erkunden und zu erobern galt. Meine Mutter wiederum war glücklich, weil ihre Familie glücklich war. Und doch waren diese beiden Monate ein Einschnitt, fast würde ich sagen: Das Ende meiner unbeschwerten Kindheit.

Das Dorf hatte nur 800 Einwohner, wir wohnten ganz am Rand und wenn man aus einem der Zimmer auf einen der großen Balkone trat, dann sah man auf Felder, Obstbäume, Bewässerungsgräben, Schotterwege und – in etwa einem Kilometer Entfernung – die Eisenbahnlinie, befahren von rostbraunen, unwahrscheinlich lauten Güterzügen.

Nur ein Haus lag noch weiter außerhalb, ein kleines, in einem matten Ockerton gestrichenes Gebäude mit winzigen Fenstern und einem grotesk verbogenen Wetterhahn auf dem Dach. In diesem Haus wohnten der Hinker und seine Mutter. Sie muss damals um die vierzig gewesen sein, allerdings wirkte sie mit ihren kurzen grauen Haaren älter. Man sah diese unscheinbare Frau nur selten außerhalb ihres Zuhauses. Wenn sie doch einmal das Haus verließ, dann stieg sie in ihren alten Opel und fuhr davon. Manchmal kam sie erst Tage später wieder, wenn der gelbe Wagen wieder da war, dann

war auch sie wieder da.

Der Hinker – er hieß nicht Hinker, er hatte einen richtigen Namen, den ich allerdings nicht nennen möchte – war häufiger draußen, er machte die Einkäufe. Ich weiß nicht, seit wann dieser Junge schon „Hinker“ genannt wurde, ich und mein Bruder nannten ihn so, weil die anderen Kinder des Dorfes ihn so nannten. Ich weiß auch nicht, was genau dem Hinker fehlte ... oder was ihm passiert war. Und eigentlich hinkte der Hinker auch nicht, sein Gang war schleppend, er zog das linke Bein nach, das steif und dermaßen verdreht war, dass der Fuß zur Seite abstand. Ich habe den Hinker nur vier- oder fünfmal aus nächster Nähe gesehen. Sein Gesicht war so schief wie der Rest seines Körpers. Das linke Auge war halb geschlossen, das rechte weit aufgerissen. Der Junge – ich schätze, er war damals um die zwölf Jahre alt – wirkte gleichzeitig schläfrig und erschrocken, je nachdem, von welcher Seite man ihn sah.

Das erste Mal kam ich dem Hinker im Dorfladen nahe. Ich war mit meiner Mutter dort, ich huschte um ein Regal herum und plötzlich stand er vor mir. Einen kurzen Moment schauten wir beide uns an und gut erinnere ich mich an sein lautes Atmen. Er bekam kaum Luft mit seinem verwachsenen, in sich verdrehten Gesicht. Erschrocken versteckte ich mich hinter einem der Regale.

Meine zweite und dritte Begegnung mit dem Hinker: Ebenfalls im Laden. Ich stand mit meiner Mutter an der Kasse und da kam er hereingeschlurft.

Er trug immer dieselbe Kleidung: Ein bis oben zugeknöpftes Karohemd, mattblau mit dünnen gelben Strichen, und eine hellblaue Jeans mit Flickern auf den Knien, gehalten von schmalen Hosenträgern. Wenn der Hinker sprach, dann war das ein gewaltsames Hervorstößen abgehackerter Schreilaute: GUU- T-TE- TEN- T-T-TAA GU- TAG.

Die Kassiererin verstand ihn, drückte ihm eine prall gefüllte Papiertüte in die Hand und fischte einen zerknitterten Zehnmarkschein aus seiner Hosentasche.

Der Hinker umklammerte die Papiertüte, die Kassiererin sagte lächelnd auf Wiedersehen, und dann war er auch schon wieder weg. Alles ganz selbstverständlich, über Jahre eingeübt. Ich weiß noch, wie meine Mutter mich am Arm zog. „Starr nicht so“, zischte sie. „Der Junge ist behindert. Sei froh, dass du nicht behindert bist.“

Ich wusste gar nicht, was das war, behindert sein.

Aus heutiger Sicht finde ich es ekelerregend, wie die Kinder des Dorfes mit dem behinderten Jungen umgingen. Mehr als einmal bekam ich mit, wie sie ihm auflauerten, plötzlich aus dem Gebüsch sprangen und ihn johlend mit Dreck oder, je nach Jahreszeit, mit Schnee und Eis bewarfen. Sie achteten darauf, dass keine Erwachsenen in der Nähe waren, dass niemand ihre feigen Angriffe – vier, fünf, manchmal auch sechs gegen den einen, der sich kaum wehren konnte – mitbekam. Es gab nämlich durchaus Leute im Dorf, die dem Hinker beistanden. Gut erinnere ich mich an eine Szene, die ich vom oberen Balkon unseres Hauses aus beobachtete. Es war Februar, der Hinker kam mit seiner Papiertüte vom Dorfladen und hatte noch etwa zehn Meter bis zu dem kleinen Schotterweg, der an unserem Zuhause vorbei zu dem Haus führte, in dem er mit seiner Mutter wohnte.

Ich konnte von oben alles genau sehen. Am Straßenrand standen zwei Mädchen, die so taten, als

würden sie den Hinker nicht beachten. Zwei Jungen kauerten hinter einem parkenden Auto. Als der Hinker an den Mädchen vorbeilief, da sprachen die beiden ihn an. Was sie ihm sagten, das weiß ich nicht, aber der Hinker lachte ein lautes, sich überschlagendes Lachen. Es war das einzige Mal, dass ich ihn lachen hörte. Währenddessen schlichen sich von hinten die beiden Jungs an ... schon waren sie bei ihm. Einer der beiden packte den Hinker an der Kapuze seines braunen Anoraks, der andere sollte – so sah der Plan aus – dem Krüppel einen großen Batzen Schnee in den Kragen stopfen.

Aber es klappte nicht, der Hinker stolperte nach vorne und riss sich frei. Er brüllte und fuchtelte mit den Armen. Ganz offensichtlich waren die beiden Mädchen erschrocken, sie wollten die Sache beenden. Aber der Junge mit dem Schneeklumpen – er war größer als die anderen Kinder, zehn oder elf Jahre alt – machte weiter. Er war der Anführer und ein Scheitern des Plans kam nicht in Frage, jetzt packte er den Hinker an der Kapuze. Doch genau in dem Moment, in dem er dem brüllenden Jungen seinen Schneeklumpen unter die Kleidung stopfen wollte, wurde er selbst hart am Genick gepackt.

„SAUKERL, ELENDIGER!“

Keines der Kinder hatte ihn kommen sehen, den Erwachsenen. Und dieser Erwachsene war nicht irgend-ein Erwachsener. Der Mann, der den Jungen am Genick hatte, hieß Gustav Heubach, war Dorfmetzger, Chef der Freiwilligen Feuerwehr und fleischgewordene Autorität.

Ich bin mir sicher, dass man die Ohrfeige, die Heubach dem vor Angst erstarrten Jungen verpasste, bis ins Nachbardorf hörte. Dann lief Heubach mit dem Hinker zusammen den Schotterweg entlang, er begleitete den Jungen bis zur Haustür. Ich duckte mich erschrocken hinter die Brüstung des Balkons und spähte zwischen zwei Brettern durch.

Ich hielt nie viel von Parolen wie „Kinder an die Macht“, ich glaube nicht, dass Kinder von Natur aus friedfertig sind und dass eine von Kindern regierte Welt eine bessere Welt wäre. Immer wieder habe ich erlebt, dass Kinder dazu neigen, das Ungewohnte, das in welcher Form auch immer Andersartige abzulehnen, auszugrenzen oder gar – wenn es sich in Gestalt eines anderen Menschen zeigt – zu verspotten und zu quälen.

Ich und mein Bruder, wir waren die Neuen im Dorf, wir wollten dazugehören und so taten wir, was die anderen verlangten. Der Junge, der die Ohrfeige kassiert hatte, war tatsächlich eine Art Anführer, sein Name ist Sebastian und heute verkauft er meines Wissens Versicherungen.

Sebastian legte fest, was wir zu tun hatten ... es sollte eine Mutprobe sein ... und Opfer dieser Mutprobe war natürlich der Hinker. Mit Wasserpistolen bewaffnet lauerten wir ihm hinter einem niedrigen Gebüsch auf. Als er den Weg entlang kam, da sprangen wir hervor und spritzten ihm die Hose

nass. Der Hinker lief einfach weiter, sagte nichts, nur sein Oberkörper geriet in ein ruckartiges, fast spastisches Wippen. Wenn er schnell lief, dann sah das immer aus, als müsse er ein Gewicht vor sich her schieben, als würde er sich mit dem Oberkörper gegen ein unsichtbares Hindernis werfen, das sich ihm bei jedem einzelnen Schritt erneut in den Weg stellte. Schwer atmend, mit nasser Hose und zuckenden Gliedern lief der Hinker nach Hause.

Ich weiß nicht, wie mein Bruder sich fühlte, ich selbst hatte kein schlechtes Gewissen bei der Sache ... das kam erst Jahre später. Der Hinker war ja anders als wir, irgendwie unheimlich, abnormal ... geradezu ekelhaft. Es gab verdammt nochmal gute, für jedermann sichtbare Gründe dafür, den Hinker zu verachten. So dachte ich damals ... im zarten Alter von acht Jahren.

Die Sache mit dem Schneeklumpen und der Ohrfeige war im Februar, die Sache mit der nassen Hose im April ... und Anfang August ereignete sich Schlimmeres.

Es war ein sonniger Samstag und ich weiß sogar noch, was es zum Mittagessen gab: Kartoffelgratin mit Frikadellen. Ich verabscheute die Kartoffeln, mochte aber die salzigen, mit glasigen Zwiebelstücken durch-setzten Fleischklopse. Unter dem Protest meiner Mutter nahm mir mein Vater einen Großteil der Kartoffeln ab und rollte dafür zwei

seiner Klopse auf meinen Teller. „Wenn der Junge nicht will, dann soll er auch nicht müssen.“ Das war sein Spruch.

Nach dem Essen legte sich mein Vater hin, meine Mutter fuhr in die Stadt, um sich mit einer ehemaligen Arbeitskollegin zu treffen. Auch das weiß ich noch genau. Mein Bruder und ich gingen nach oben in unser Kinderzimmer ... dann nach draußen, auf den obersten der drei großen Holzbalkone. Wir spielten mit unseren Masters of the Universe-Figuren ... wir spielten ganz behutsam, flüsterleise ... aus Angst, den heiligen Mittagsschlaf unseres Vaters zu stören. Selbst die wildesten Kämpfe fanden fast lautlos statt. „Nimm das!“, zischte mein Bruder, „Aaaah“, flüsterte ich, „Ich sterbe!“. Leise schreiend flog He-Man, tödlich getroffen von Skeletors Plastikschwert, durch die Luft, kaum hörbar prallte er auf die Holzdielen. Sieg für das Böse! Wer einen älteren Bruder hat, der sollte gut im Verlieren sein.

Plötzlich ein Geräusch, hastige Schritte auf Schotter. Wir standen auf, streckten unsere Köpfe über die Holzbrüstung und sahen, wie Sebastian, der Anführer, und Matthias, einer seiner Lakaien, sich hinter eines der Gebüsche duckten, die den Weg säumten. Wir wussten nicht, was die beiden Jungen vorhatten, wir ahnten nur, dass es mit dem Hinker zu tun hatte ... einer ihrer Streiche.

Und da kam er auch schon, der Hinker. Er verließ das Haus und machte, das verdrehte linke Bein nachziehend, Meter für Meter auf dem Schotterweg. Alle

paar Schritte gab er seine gurgelnden, halb erstickten Laute von sich. Ich versuchte eine bequeme Position zu finden und trat dabei auf eine der Spielfiguren meines Bruders. Schnell schob ich sie mit dem Fuß von mir weg, er hatte nichts gemerkt.

Der Hinker kam näher, immer näher heran. Jetzt konnte man auch sein verschobenes Gesicht erkennen, das eine Auge fast geschlossen, das andere weit aufgerissen.

Kurz blieb der Junge stehen und kratzte sich mit ruckartigen Bewegungen im Gesicht.

Und dann passierte es. Als der Behinderte die Stelle erreicht hatte, an der sich Sebastian und Matthias versteckt hielten, da blieb er an einem unsichtbaren Hindernis hängen, schaffte es nicht, die Arme vor den Körper zu bekommen und stürzte direkt aufs Gesicht, ungebremst auf den kantigen Schotter. Mir stockte der Atem, mein Bruder gab ein leises „puh“ von sich. Dann ein Glitzern, ein plötzlicher Lichtreflex.

Jetzt erkannte ich, was den Hinker zu Fall gebracht hatte: Eine Schnur, quer über den Weg gespannt, zwischen einem der Bäume und einem verrotteten Metallpfosten, der einmal zu einer Schranke gehört hatte. Sicher eine Angelschnur, stabil und dünn ... fast nicht sichtbar. Wir hatten sie nicht gesehen und der Hinker hatte sie auch nicht gesehen. Und jetzt lag er da, das Gesicht im Schotter, gab leise, gurgelnde Geräusche von sich, machte aber keinen Versuch, aufzustehen, bewegte nicht einmal die Arme.

Sebastian und Matthias kamen zögerlich aus ihrem Versteck. Sie schlichen sich an den Hinker heran wie an ein verletztes Tier, bei dem man nicht weiß, ob noch Gefahr von ihm ausgeht. Drei, vier Sekunden betrachteten sie ihr Opfer, dann schnitten sie die Schnur ab und liefen weg. Ich und mein Bruder, wir sahen den Attentätern nach ... und dann, dann sahen wir wieder auf den Hinker herab, warteten darauf, dass er aufstand.

Aber er stand nicht auf. Und nach einigen Minuten stöhnte er auch nicht mehr. Er lag ganz ruhig da, wie schlafend. Irgendwann – nach fünf, vielleicht auch nach zehn Minuten – zog ich meinen großen Bruder am Ärmel.

„Was machen wir denn jetzt?“, flüsterte ich.

„Pssst, sei ruhig.“

„Aber wir müssen doch was machen.“

„Sei ruhig, ich denk mir was aus.“

Wieder vergingen Minuten, in denen sich der Hinker nicht rührte. Ich war mir sicher, dass mein Bruder sich überhaupt nichts ausdachte. Er wollte nur in Ruhe gelassen werden.

„Sollen wir zu dem runter gehen?“, flüsterte ich.

„Nein, sei ruhig.“

„Aber wenn der tot ist?“

„Der ist nicht tot, der ist nur hingefallen. Davon kann man nicht sterben.“

„Aber der bewegt sich überhaupt nicht mehr.“

„Der ruht sich nur aus, damit er wieder aufstehen kann.“

Wieder Schweigen. Das Zirpen der Grillen. Vogelgezwitscher und das entfernte Geräusch eines großen Dieselmotors. Ein sonniger Tag auf dem Land. Ich streckte den Kopf über die Brüstung, schaute den Hinker an und kämpfte mit den Tränen.

„Fang jetzt bloß nicht an zu heulen. Wir haben doch überhaupt nichts gemacht. Wir sind ja nicht schuld daran, dass der jetzt da liegt.“

Ich atmete und schluchzte, ein Atemzug, ein Schluchzer, immer abwechselnd.

„Wir haben überhaupt nichts gemacht“, wiederholte mein Bruder. „Und außerdem steht Papa bald auf, dann sieht er den da liegen. Und wir tun einfach so, als hätten wir nichts mitbekommen. Okay?“

„Okay“, heulte ich.

Jochen warf mir einen giftigen Blick zu. Dann ging er in die Hocke und raffte die über den Balkon verstreuten Masters of the Universe-Figuren zusammen. Er nahm mich an der Hand und zog mich ins Haus.

Während mein großer Bruder auf seinem Bett lag und Comic-Hefte las – oder zumindest so tat, als würde er lesen – kauerte ich im Treppenhaus und hoffte, dass endlich Papa aufstand. Mir war elend zumute, ich war acht Jahre alt und mir war bewusst, dass man den Hinker, so abstoßend er auch war, so unnormal und ekelhaft, nicht einfach da liegen lassen konnte. Was, wenn er wirklich tot war? Der bekam doch sowieso ganz schlecht Luft und ... wieder kamen mir die Tränen. Ich griff nach einem herumliegenden Bauklotz und begann, an das hölzerne Treppengeländer zu klopfen. Erst nur ganz schwach, dann immer stärker. Wach auf Papa! Wach endlich auf! Das musst du doch hören!

Da hockte ich nun in einer Wolke aus Angst und Ratlosigkeit, ein kleiner Junge zwischen den Stockwerken, ein kleiner Junge, der sich nicht traut, lauter zu klopfen. Sollte ich nicht besser runter ins Schlafzimmer gehen und Papa einfach wecken? Aber mein Bruder hatte ja gesagt, er würde sowieso gleich

...

Wieder die Tränen. Gedanken und Tränen, immer abwechselnd. Und dazu das viel zu leise Tock-Tock-Tock des blauen Bauklotzes am Treppengeländer. Was, wenn ich einfach runter ginge, mir in der Küche einen Teller holen und den auf den Boden werfen würde? Ich könnte ja sagen, dass er mir aus der Hand gerutscht sei.

Plötzlich von unten das Schlagen einer Tür. Dann die vertrauten Schritte. Papa war auf. Jetzt die Klospülung, wieder Schritte und dann dumpfe, fremde Stimmen. Er war nicht raus in den Garten gegangen, Papa hatte sich auf die Couch gesetzt und den Fernseher eingeschaltet.

Ich kann nicht erklären, warum ich nicht zu meinem Vater ging. Das wäre zu diesem Zeitpunkt das einzig Richtige gewesen. Vielleicht dachte ich, mein Bruder sei an der Reihe. Vielleicht dachte ich, meine Pflicht sei jetzt – Papa war ja aufgestanden – erfüllt. Und sicherlich spielte auch dieser bescheuerte kindliche Ekel mit hinein. Irgendwie, auf irgendeine Art und Weise, hatte er es ja verdient, dass er dort lag, mit dem Gesicht auf den Steinen. Dass der Junge nichts für seine Andersartigkeit konnte, darauf kam ich nicht.

Zurück im Kinderzimmer sagte ich meinem Bruder, dass Papa wach war. Jochen machte nur mhm und tat so, als sei er völlig in seinem Comic

versunken.

„Aber er geht nicht raus.“

„Der geht schon noch raus. Lass mich in Ruhe.“

Und dann, dann setzte ich mich in den Kleiderschrank. Das tat ich manchmal, wenn ich etwas angestellt hatte. Ich setzte mich in eine Ecke des Schrankes, zog von innen die Tür zu, verkroch mich unter einer alten Decke und starrte in die Dunkelheit. Damit war ich aus der Welt, aus dem Spiel, aus der Verantwortung. Was immer da draußen geschah, ich hatte nichts mehr damit zu tun.

Als ich aufwachte, da sah ich in das Gesicht meiner Mutter. „Komm raus da, mein Schatz ... es gibt Abendessen.“ Ihre Stimme klang anders als sonst, etwas war nicht in Ordnung.

Bevor ich nach unten rannte, den müden Schritten meiner Mutter hinterher, huschte ich hinaus auf den Balkon. Der Hinker war weg, keine Spur von ihm. Auf dem Schotterweg lag ein großer, frisch abgebrochener Ast, weiß schimmerte die Bruchstelle. Der Weg war übersät von Fußabdrücken und Reifenspuren.

Wie ich heute weiß, hat meine Mutter den Jungen um 17 Uhr gefunden. Fast hätte sie seinen Körper aufgrund der tief stehenden Sonne und der verstaubten Windschutzscheibe nicht bemerkt, der Wagen kam wirklich erst kurz vor ihm zu stehen. Dann der zweite Schreck: Der Junge war nicht wach zu bekommen, keine Reaktion. Mit blutverschmierem Gesicht lag er da, Speichel rann ihm aus dem Mund. Mein Vater fiel fast vom Sofa, als meine

Mutter ins Haus stürmte und ihn anbrüllte, den Rettungswagen zu rufen.

Fünf Minuten später war die Feuerwehr da, das Auto war zu groß für den schmalen Feldweg und riss den Ast ab, den ich vom Balkon aus sah. Kurz darauf kam der Rettungswagen.

Ich schlief im Schrank und bekam nichts mit. Dass mein Bruder mit seiner Ausrede, er habe von allem nichts gewusst, nicht durchkam, das sah ich an seiner rot geschwollenen Backe und an seinen verweinten Augen. Er war der Ältere, er hätte Hilfe holen müssen. Dass ich mich im Schrank versteckte, das waren meine Eltern bereit zu akzeptieren, nicht aber, dass er auf dem Bett lag und Comichefte las.

Die ... wie soll ich sagen? ... diese „Angstzustände“ meines Bruders begannen rund zwei Wochen später, zwei Wochen nach diesem heißen Nachmittag. Wir wussten nicht, was mit dem Hinker war, unsere Eltern sprachen nicht über ihn. Und unter den Kindern des Dorfes kursierten wilde Gerüchte. Es war alles dabei, von „tot“ bis „in Amerika.“ Ja, einige Jungs behaupteten tatsächlich, der Hinker sei nach Amerika in ein spezielles Krankenhaus gebracht worden.

Was wir sicher wussten war, dass die Mutter das Haus verlassen hatte. Zusammen mit Heubach, dem Chef der Freiwilligen Feuerwehr, hatte sie Kisten und Kartons, Körbe voller Wäsche, alte Lampen,

niedrige Kommoden und mehrere große Pflanzen in einen Lieferwagen gepackt. Ich und mein Bruder, wir kauerten auf dem oberen Balkon und schauten zu, wie sie abfuhr. Heubach in dem bleigrauen Lieferwagen, sie in ihrem alten Opel. Vom Hinker keine Spur.

Und dann, einige Tage nach dem Auszug, geschah etwas mit meinem Bruder. Er begann, jede freie Minute auf dem oberen Balkon zu verbringen. Wenn er jemanden in seiner Nähe wusste, dann tat er so, als würde er lesen, spielen, Hausaufgaben machen ... wenn er sich aber alleine glaubte, dann starrte er mit zusammen-gekniffenen Augen hinüber zu dem kleinen, verlassenen Haus, aus dem immer der Hinker gekommen war.

Als ich meinen Bruder fragte, was er da mache, da schickte er mich weg. Ich solle mich um meinen eigenen Kram kümmern und ihn gefälligst in Ruhe lassen. Als ich mich aber neben ihn setzte und mit ihm in Richtung des alten Hauses schaute, da sagte er nichts, da schickte er mich nicht weg. Und dann kam diese erste Nacht, rund zwei Wochen nachdem der Hinker blutend auf dem Schotterweg gelegen hatte.

Wir schliefen in einem zweistöckigen Bett aus hellem Holz, das übersät war von Kratzern, Filzstiftmalereien und Aufklebern. Als der Ältere lag mein Bruder natürlich oben. Da wir am nächsten Tag früh raus mussten, machte meine Mutter um halb zehn das Licht aus und obwohl noch Helligkeit durch die groben Vorhänge kam, schlief ich schnell

ein ... und dann, dann wachte ich wieder auf, in vollständiger Dunkelheit. Über mir das schnelle, rasselnde Atmen meines Bruders. Es hörte sich an wie von einer Maschine, ein gleichmäßig rasender Takt, ein völlig überforderter Motor kurz vor dem Kollaps.

Ich setzte meine kleinen Füße auf den knotigen Teppich. Dann tastete ich im Dunkeln nach dem Schalter der kleinen roten Nachttischlampe, die auf einer niedrigen Kommode neben dem Bett stand, umgeben von allerlei Krimskrams. Als es endlich hell war im Zimmer – immer noch dieses schnelle, abgehackte Atmen – da stieg ich die schmale Holzleiter hinauf.

Mein älterer Bruder lag mit offenen Augen auf dem Rücken, starrte zur Zimmerdecke. Sein Oberkörper war aufgedeckt und ich konnte deutlich sehen, dass sich sein Brustkorb in rasender Geschwindigkeit hob und wieder senkte. Sofort war mir klar, dass dieses ruckartige Auf und Ab nicht richtig war, nicht normal. Ich fragte ihn, was los sei. Keine Antwort. Ich tippte ihn an der Schulter an, zog ihn am Arm und bemerkte, dass seine Haut kalt und von Schweiß bedeckt war. Als er mir immer noch nicht antwortete, schlug ich ihm mit der Faust gegen den Oberarm. Wieder nichts, mit offenen Augen lag er da, dazu dieses schnelle, mechanische Atmen, das mir furchtbare Angst machte. Was, wenn er plötzlich keine Luft mehr bekam? Was, wenn er nie wieder sprechen würde?

Als ich die Leiter runter wollte um unsere Eltern

zu wecken, da normalisierte sich sein Atem.

„Alles in Ordnung?“, fragte ich. Er schluckte und drehte sich zur Wand. „Lass mich ... alles okay.“ Seine Stimme klang dünn und zittrig, als würde er gleich anfangen zu heulen.

Unschlüssig verharrte ich auf der Leiter. „Wirklich alles okay?“ Er antwortete mir nicht, wickelte sich in seine Decke und blieb regungslos liegen ... wie ein kleines Tier, das sich tot stellt. Ich kletterte hinunter, legte mich in mein noch warmes Bett und dachte über das nach, was ich gerade gesehen hatte. Das Licht ließ ich an.

Zwei Nächte darauf: Der Morgen graute schon, als ich wieder dieses schnelle, abgehackte Atmen hörte. Diesmal lag Jochen auf dem Bauch, das Gesicht zum Zimmer. Als ich die Leiter hochkletterte, da sah ich direkt in seine weit aufgerissenen, sich ruckartig bewegenden Augen. Ich erschrak fürchterlich, versuchte gar nicht erst, ihn anzusprechen. Ich rannte direkt zu meinen Eltern, fiel fast die steilen Treppen hinunter und platzte ohne anzuklopfen ins Schlafzimmer.

„Mit Jochen ist was, er atmet ganz schnell und seine Augen sind ganz komisch. Ihr müsst kommen, bitte, macht schnell.“

Mein Vater stürmte, mit einer Hand seine zu große Schlafanzughose festhaltend, hoch ins Kinderzimmer. Als er ins Zimmer stolperte, da saß mein großer Bruder an seinem Schreibtisch, hatte Papier vor sich liegen und malte Autos. Er habe, so Jochen, nicht schlafen können. Nur der Schweiß auf

seiner Stirn verriet, dass etwas passiert war.

Unsere ratlosen Eltern schickten uns zurück ins Bett, mit offenen Augen lag ich da und lauschte dem gleich-mäßig langsamen Atmen meines Bruders. Es fühlte sich falsch an, was ich da tat. Jochen war der Große, er sollte auf mich aufpassen, nicht umgekehrt.

In der folgenden Nacht ging mein Bruder nicht ins Bett. Er saß an seinem kleinen Schreibtisch und malte Autos mit großen schwarzen Reifen. Ich sah ihm vom Bett aus zu und wusste nicht, was ich denken, meinen, erwarten und fühlen sollte. Es war schon nach Mitternacht, ich lag da und hatte Angst, mein Bruder sei verrückt geworden. Tagsüber saß er auf dem Balkon und starrte das Haus an, in dem der Hinker mit seiner Mutter gewohnt hatte, nachts bekam er diese Anfälle ... und jetzt ging er nicht einmal mehr ins Bett.

Dann schlief ich doch ein. Als ich erwachte, da stand mein Bruder am Fenster. Er hatte einen der Vorhänge zurückgezogen und starrte in das Morgengrauen.

„Warst du überhaupt nicht im Bett?“

„Nein, ich darf nicht.“

„Warum nicht?“

Er drehte mir sein merkwürdig flaches Gesicht zu. Seine braunen Haare klebten ihm in spitzen Strähnen an der Stirn.

„Das ist zu gefährlich.“

Schweigen und rasende Gedanken. Ich sah, dass das rechte Bein meines Bruders zitterte. Als würde es gleich einknicken. Hatte er die ganze Nacht am

Fenster gestanden? Ich musste innerlich Anlauf nehmen, um meine Frage zu stellen.

„Warum ist das zu gefährlich?“

Mein Bruder zog den Vorhang zu und setzte sich an seinen Schreibtisch. Er zog ein Blatt Papier heran, nahm sich einen Stift und begann wieder zu malen. Autos mit großen Reifen, die über andere Autos fahren, bunte Monstertrucks. Ich lag da und sah ihm zu. Und dann, ganz plötzlich, diese leisen, fast tonlosen Worte.

„Wenn ich eingeschlafen bin, dann kommt der Hinker. Er setzt sich auf mich drauf damit ich keine Luft kriege.“

Mir war, als hätte mich jemand gepackt und in Eiswasser getunkt. Ich wickelte mich in meine Decke, ließ nur eine kleine, runde Öffnung, durch die ich meinen Bruder sehen konnte. Mit verbissenem Gesicht führte er den Stift über das Papier. Er hielt ihn nicht zwischen Daumen und Zeigefinger, nicht auf den Mittelfinger gestützt, er hielt den Stift mit der Faust umschlossen. *So kann man doch überhaupt nicht richtig malen*, dachte ich. Und dann, es kam immer mehr Licht durch den Vorhang, sagte ich etwas, das meinen Bruder wütender machte, als ich ihn jemals erlebt hatte.

„Der ist doch überhaupt nicht mehr da, der Hinker.“

Jochen rammte den Bleistift auf die Schreibtischplatte, zerbrach ihn in zwei Hälften. Dann sprang er auf, trampelte mit großen Schritten durchs Zimmer, schwer atmend und den Kopf schüttelnd.

Erschrocken zog ich mich zurück, kroch in meinem Bett Richtung Wand, weg von seiner Wut. Schon brüllte er los:

„DER IST IMMER NOCH DA! ICH HAB IHN SELBST GESEHEN, WIE ER ZU UNSEREM HAUS KOMMT. UND WENN ER DIE LEITER HOCHKLETTERT, DANN KANN ICH MICH NICHT BEWEGEN. UND ER SETZT SICH AUF MICH DRAUF UND DANN BEKOMME ICH KEINE LUFT MEHR UND ER WILL, DASS ICH GENAUSO TOT BIN WIE ER SELBST.“

Ich presste meinen Körper an die Wand, durch die Decke hindurch spürte ich die Kälte des Steins. Und ich wartete auf Erwachsenenschritte. Mein Bruder hatte so laut geschrien, das mussten unsere Eltern gehört haben. Ich wollte Jochen sagen, dass wir doch überhaupt nicht wussten, ob der Hinker wirklich tot war, wagte es aber nicht, auch nur ein winzig kleines Geräusch zu machen. Noch nie hatte ich ihn so wütend erlebt.

Jochen setzte sich wieder an den Schreibtisch, beugte seinen schmalen Körper über das Papier. Keine Schritte auf der Treppe, unsere Eltern schliefen oder stellten sich schlafend. Nur die Stille des Dorfes und der entfernte Schrei eines Raubvogels.

Die folgenden drei Nächte waren grauenhaft. Mein Bruder stand zitternd am Fenster oder saß in verkrümmter Haltung an seinem Schreibtisch, er ging überhaupt nicht mehr ins Bett. Ich hingegen hockte in meine Decke gewickelt auf meiner Matratze und versuchte mir einzureden, dass es

nicht sein konnte, dass der Hinker hier hereinkam und sich auf meinen Bruder setzte. Wenn er tot war, dann war er tot. Und wenn er in Amerika war, in einem speziellen Krankenhaus, das Leute wie ihn behandelte, dann lag ein ganzer Ozean zwischen uns und dem Hinker.

Und dann kam die vierte Nacht nach dem Wutanfall. Jochen wollte nicht ... aber irgendwann musste er ja schlafen. Nachdem mein Vater das Licht ausgemacht hatte, stieg er die Leiter herunter und legte sich zu mir ins Bett, ans Fußende. Mir kam das falsch vor, der große Bruder konnte nicht im Bett des kleinen Bruders Schutz suchen. Umgekehrt ja, das schon. Und als er da lag, in seinem Superman-Schlafanzug, die Beine angezogen und die Arme unterm Kopf, da hatte ich Angst, nun keinen großen Bruder mehr zu haben. Jochen hatte Angst vor Gespenstern, er kroch zu mir ins Bett und rollte sich am Fußende zusammen. So verhielt sich doch kein großer Bruder!

Ich war verwirrt, verwirrt und wütend. Schlafen konnte ich nicht, ich lag da und beobachtete die Leuchtziffern des Radioweckers. Zehn vor zwölf stellte ich meine Füße auf den Teppichboden. Obwohl mir der Gedanke kam, der Hinker könne unter dem Bett liegen und von dort nach meinen Füßen greifen, ließ ich sie stehen ... extra, jetzt erst recht!

Dann, es war sieben vor zwölf, stand ich auf und ging zum Fenster.

Es war eine helle Vollmondnacht, man hätte draußen Fangen spielen können, ohne in einen der Bewässerungsgräben zu fallen. Ich sah nach oben und erkannte ganz deutlich die runden Mondkrater, die Linien, Gräben und grauen Flecken. Was für ein Wunder es doch war, dass dieses riesige Ding da oben am Himmel hing und nicht herabstürzte! Einige Minuten bestaunte ich den blassgelben Mond, dann, ohne es eigentlich zu wollen, sah ich hinüber zu dem kleinen Haus mit dem verbogenen Wetterhahn. Und dann, dann sah ich eine Bewegung.

Nein, es öffnete sich keine Tür. Es kam auch niemand die schmale Treppe hinunter. Ich sah einfach eine Bewegung, eine winzige Bewegung in der ansonsten starren Szenerie. Und dann, dann schälte sich aus dem Gewirr ineinanderfließender Nachtschatten eine Silhouette, ein menschlicher Umriss, drüben bei dem kleinen Haus, in dem seit Wochen niemand mehr wohnte. Erschrocken zog ich mich hinter den Vorhang zurück, mit nur einem Auge sah ich aus dem Fenster. Jetzt bewegte sich die Silhouette, dieser schwarze Umriss, langsam und ruckartig. Es waren die Bewegungen des Hinkers, ganz eindeutig ... dieses unbeholfen-kantige Sich-voran-schleppen. Und er kam auf unser Haus zu, Schritt für Schritt näherte er sich unserem Zimmer ... mir und meinem schlafenden Bruder.

Mir stand Schweiß auf der Stirn. Viel zu schnell pochte mein kleines Herz, als hätte jemand es

aufgezogen und fast die Feder überdreht. Ich klammerte mich mit beiden Händen an das Fensterbrett und in mir drin steckte ein Schrei fest, der nicht heraus konnte. Ich starrte einfach in die mondhelle Nacht und sah, dass der Hinker nicht den Weg nahm, den er doch immer genommen hatte. Er lief auf einer schnurgeraden Linie zwischen unserem und seinem Haus ... als hätte jemand eine Schnur gespannt. Er durchquerte das unebene Feld, bewegte sich über Wassergräben und Erdwälle hinweg, durchquerte Gestrüpp und Brennesselnester. Als würde er laufen ... ganz sicher lief er, ich sah ja seine abgehackten Bewegungen ... und gleichzeitig schweben, wie von einer unsichtbaren Macht über all diese Hindernisse hinweg gehoben, die der lebende, der echte Hinker nie hätte überwinden können. Erst als der schwarze Umriss an der Straße angelangt war, erst als ihn nur noch drei Meter Schotter, fünf Meter Garten und zwei Stockwerke von mir und meinem Bruder trennten, schaffte ich es, mich vom Fenster loszureißen. Heulend stürzte ich mich in mein Bett, heulend rüttelte ich meinen Bruder wach. Dann berichtete ich ihm mit tränenerstickter Stimme, was ich gerade gesehen hatte. Gleich würde er da sein, gleich würde die Tür aufgehen und dann würde er dastehen mit seinem verdrehten Gesicht, das eine Auge fast geschlossen, das andere wie vor Angst geweitet.

Jochen packte mich am Arm und wir rannten die Treppe hinunter, zum Schlafzimmer unserer Eltern. Sie waren nur kurz wütend auf uns, sie sahen, dass

ihre Kinder furchtbare Angst hatten.

Dem Hinker sind wir nicht begegnet, im dunklen Treppenhaus. So schnell war er nicht. Wahrscheinlich hatte er es gerade erst bis zur Haustür geschafft, als wir in das Schlafzimmer unserer Eltern stürzten.

Ich weiß nicht, was genau Jochen meinem Vater erzählt hat, während ich mit meiner Mutter in der Küche saß und dicken heißen Kakao trank. Ich selbst sagte nur, dass ich draußen einen schwarzen Mann gesehen habe, einen Mann, der vor dem Haus stand und zu mir hoch sah. Als mich meine Mutter fragte, warum ich denn überhaupt mitten in der Nacht am Fenster gestanden habe, da erklärte ich ihr, ich habe den Mond anschauen wollen, der sei heute Nacht so groß gewesen. Sie gab sich mit meiner Lüge zufrieden, fragte nicht weiter.

Die nächsten drei Nächte schlief mein Vater bei uns. Er hatte sich eine alte Matratze auf den Boden gelegt, halb ragte sie ins Zimmer, halb steckte sie unter dem Schreibtisch meines Bruders. Mein Vater schnarchte, er schnarchte wirklich fürchterlich. Ich weiß nicht, wie meine Mutter es all die Jahre neben ihm aushielt. Und doch waren wir froh, dass er da war und uns beschützte. Und dann, dann war er wieder weg und wir waren wieder alleine in unserem Zimmer.

Gleich in der ersten Nacht ohne Papa hörte ich

wieder dieses harte, gehetzte Atmen über mir. Es war halb sechs, erstes Licht kam durch die Vorhänge, deutlich erkannte ich die Umrisse der Möbel. Ich beugte mich zitternd aus dem Bett und machte die Nachttischlampe an. Dann stieg ich, ohne den Boden zu berühren, auf die Leiter und nach oben zu meinem Bruder.

Genau wie zuvor. Jochen lag mit offenen Augen auf dem Rücken, zitternd und schweißgebadet. Rasend schnell hob und senkte sich sein Brustkorb. Ich musste an einen Fisch auf dem Trockenen denken, die schnappten auch immer so nach Luft ... bevor sie mein Großvater totsclug. Schreiend rüttelte ich an meinem Bruder, er reagierte nicht. Ich packte ihn am Arm, zerrte an ihm, zerrte ihn fast vom Bett runter. Die ganze Zeit erwartete ich, plötzlich die Umrisse des Hinkers zu sehen, der ihm ja auf der Brust saß und ihm die Luft wegdrückte.

Aber da war kein Hinker, da waren nur mein Bruder und ich, zwei bis zum Bersten mit kalter Angst gefüllte Kinder, acht und neun Jahre alt. Ich zerrte weiter an dem nach Luft schnappenden Körper und dann, dann bewegte er sich, ruckartig nahm Jochen die Arme vor die Brust ... als wolle er sich schützen. Mit vor Angst geweiteten Augen starrte er mich an. Und dann, dann drängte er mich zur Seite, kletterte aus dem Bett und setzte sich an seinen Schreibtisch. Ich krabbelte in mein eigenes Bett, in diese von hellem Weichholz umschlossene Zelle. Ich hatte furchtbare Angst, der Hinker würde auch zu mir kommen.

Natürlich könnte ich meinen Eltern Vorwürfe machen, natürlich könnte ich sagen, sie hätten sich mehr um uns kümmern müssen, es wäre so einfach. Aber irgendwie habe ich Verständnis für ihr Verhalten, für ihre Ignoranz. Sie sagten uns, wir müssten keine Angst haben, niemand könne ins Haus. Sie sagten uns, der Hinker sei überhaupt nicht tot, er und seine Mutter seien nur in eine andere Stadt gezogen. Aber natürlich glaubten wir ihnen kein Wort und letztendlich war es mein Großvater, bei dem wir Hilfe fanden. Ich weiß nicht, was er von unserer Geschichte hielt, aber er handelte so, als würde er das ernst nehmen, was wir ihm erzählten. Und wir erzählten ihm alles.

Es war Mitte September, als uns Großvater besuchen kam. Oft war er nicht bei uns, nur alle zwei bis drei Monate. Dieser sture Mann lebte nach dem Tod unserer Großmutter in einer Kleinstadt etwa zwei Autostunden entfernt. Opa war damals 63 Jahre alt, Frührentner und eine überaus imposante Erscheinung. Er war kein besonders großer Mann, seine Handgelenke aber waren so dick wie anderer Leute Oberarme. Er hatte nach dem Krieg zwei Jahrzehnte als Gleisarbeiter und später in der Metallindustrie gearbeitet. Jetzt ging er angeln, zog Fische aus dem Wasser und erschlug sie mit einem Holzknüppel. Manchmal nahm er uns mit.

Mein Großvater trat durch die Haustür, sah

meinen Bruder und erschrak.